Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 31

Artikel: Störenfriede auf der Sommerwiese
Autor: Schweisheimer, W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755381

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

An diesem Spätnachmittag waren wir die typisch verrückten Abenteurer, die ohne irgendwelche Ueberlegung drauflosmarschierten. Natürlich waren wir noch sehr weit von unserem Ziel entfernt, als die Dunkelheit uns überraschte. In Südamerika ist die Dunkelheit wirklich dunkel, und wir befanden uns in einer einsamen Gegend, in der es kilometerweit keine menschliche Behausung gab. Wir liefen, um nicht fehlzugehen, an der Eisenbahnlinie entlang, und als wir nichts mehr sehen konnten, tasteten wir uns zwischen den Schienen von Schwelle zu Schwelle. Natürlich kamen wir nur sehr langsam vorwärts, und sehr bald bereuten wir unsere Dummheit. Da es aber ebenso schwer gewesen wäre, den Weg nach Medellin zurückzufinden, bissen wir die Zähne zusammen und gingen weiter.

Ich hatte einen Stock und tastete mit diesem von Zeit zu Zeit die Umgebung ab. Und dann, als ich den Stock wieder einmal neben die Schienen stieß, gelang es mir nur mit Mühe, mein Gleichgewicht zu bewahren. Denn dort, wo ich den Stock aufsetzen wollte, war nichts!

Ich schrie Sarver an, und wir blieben beide stehen, während er ein Streichholz anzündete. Bei dessen flakkerndem Licht erkannten wir, daß die Eisenbahnlinie hier einen tiefen Abgrund kreuzte, und zwar auf einer schmalen Bockbrücke. Die Brücke war nur zu dem Zweck gebaut worden, um ein Eisenbahngleis aufzunehmen und nichts anderes. Sie bestand aus Schwellen und dem Unterbau, in den die Schienen gebettet waren. Aber es gab weder einen Gehsteig auf der Seite der Schienen noch irgendwelche Geländer oder Stützen, wie das der Fall ist, wenn die Brücke auch von Fußgängern benutzt wird. Wenn also ein Zug die Brücke passierte, so war auf ihr nicht einmal mehr genug Raum vorhanden, damit ein Hund ihm ausweichen konnte.

Hätten wir gesehen, wohin die Schienen führten, so würden wir die Brücke wohl erst am Morgen bei Tageslicht überquert haben. Aber die Gefahr, in der wir uns befanden, war uns durch Zufall erst dann offenbart worden, als wir die Hälfte der Brücke bereits passiert hatten. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich die zweite Hälfte zu überqueren. Aber jetzt, da wir wußten, wo wir uns befanden, bewegten wir uns noch weit langsamer und vorsichtiger als vorher, und die Haare standen uns zu Berge, da wir uns immer wieder vergegenwärtigten, daß ein einziger falscher Tritt uns Hunderte von Meter in den Abgrund schleudern würde. Als wir immer noch ein gutes Stück von dem anderen Ende der Brücke und somit von der Sicherheit entfernt waren, hörte ich auf einmal ein Geräusch, das mich starr vor Schrecken stehenbleiben ließ — das durchdringende Pfeifen einer Lokomotive! Vor mir in der Dunkelheit sah ich zwei Lichter, die verschwanden und wieder auftauchten, wie der Zug seinen gewundenen Weg um die Bergvorsprünge auf der anderen Seite des Abgrundes fuhr. Und diese Lichter kamen auf uns zu!

Ich packte Sarver am Arm, und wenige Sekunden lang lähmte uns der Schreck derartig, daß wir uns nicht bewegen konnten. Der Zug mußte die Brücke, auf der wir standen, passieren, und es gab auf ihr keinen Raum für uns, um ihm auszuweichen.

Er kam näher. Ich hörte das rhythmische Stampfen seiner Räder, aber ich konnte mich nicht bewegen. Ich stand wie angewurzelt. Glücklicherweise war Sarver nicht ganz so betäubt wie ich. Seine eisernen Hände packten mich an den Schultern, und er schüttelte mich, bis mir die Zähne klapperten.

«Wir müssen uns anhängen», schrie er. «Laß dich an den Schwellen herab und um Gottes willen halte dich fest.»

Seine rauhe Behandlung brachte mich zur Besinnung. Ich kniete nieder, tastete mit den Händen in der Dunkelheit an den Schienen entlang, bis ich das Ende von zwei Schwellen fühlte. Die Brücke vibrierte und begann zu schaukeln, als der Zug näherkam. Ich zwängte mich über die Schienen, packte, so fest ich konnte, das vorstehende Ende der beiden Schwellen und ließ meinen Körper mit einem Gefühl der Uebelkeit in der Magengrube in das Nichts hinab.

Die nächsten Sekunden waren ein höllischer Albtraum. Als der Zug donnernd über die Brücke raste, fiel heiße Asche auf meine Hände und erhöhte noch den Schmerz, der von den Handgelenken ausstrahlte und durch die furchtbare Beanspruchung schon beinahe unerträglich geworden war. Die leichte Brücke schwankte so stark, daß ich hilflos hin und her schaukelte, während der Schweiß mir in Strömen über das Gesicht lief, und ich mich mit der letzten Verzweiflung festhielt. Diese Sekunden waren länger als Stunden. Ich hatte das Gefühl, als würde das donnernde Ungeheuer niemals mehr die Brücke verlassen. Die Arme und der Körper wurden durch die entsetzlichen Schmerzen gefoltert, während die Angstqualen, die mir meine Gedanken verursachten, noch schrecklicher waren.

Selbst als der Zug die Brücke verlassen hatte, war die Gefahr für mich noch nicht vorüber. Denn ich war gerade dabei, die Besinnung zu verlieren, und wäre Sarver nicht ein Mensch mit einer eisernen Konstitution, so hätte ich unzweifelhaft den Griff gelockert und wäre zu Tode gestürzt. Meine Hände waren so gelähmt, daß ich nichts tun konnte, um den Körper auf die Brücke zurückzuziehen. Das Gehirn war leer und nicht mehr in der Lage, den Körper zu regieren. Es gelang Sarver aber, sich auf die Brücke hinaufzuziehen und mich fest unter den Schultern zu packen. Und nicht eine Sekunde zu früh. Denn gerade, als er mich griff, lockerten meine Finger ihren Halt und begannen über die Schwellenränder zu gleiten. Eine halbe Sekunde später wäre ich nicht mehr gewesen.

Noch eine Stunde später waren meine Hände so gefühllos, daß ich nicht einmal eine Zigarette anzünden konnte. Und als es mir gelungen war, über das letzte Ende der Brücke zu stolpern, warf ich mich auf die Erde, wo ich erschöpft bis zum Morgengrauen liegenblieb.

Mein Leben hat aus einer Kette von Abenteuern bestanden, aber dieses auf der Brücke war das schrecklichste, das ich jemals erlebt habe. Es dauerte nur wenige Sekunden, aber seine Nachwirkungen spürte ich Jahre lang. Selbst jetzt träume ich noch manchmal von jenem Zug, der wenige Zoll von meinem Kopf entfernt vorbeidonnerte, und dann erwache ich bebend in kalten Schweiß gebadet.

ENDE

Störenfriede auf der Sommerwiese

VON DR. W. SCHWEISHEIMER

Versuchen Sie doch einmal, was der Dichter so poetisch schildert: Legen Sie sich an einem schönen Mittag in erhabener Feldeinsamkeit still ins hohe grüne Gras und senden Sie lange Ihren Blick nach oben! Sie werden nicht lange Ruhe haben. Die Wiese lebt, — und ihr Leben stört die ersehnte Beschaulichkeit. Verschiedene Bösewichter — sie sind nicht böse an sich, nur böse im Hinblick auf den Störungserfolg — hindern die erstrebte Ruhe.

Da sind zunächst die

Ameisen.

Die Schmerzempfindung bei ihrem Biß und ebenso beim Stich der Bienen und Mücken, bei der Berührung mit Brennesselblättern und Raupen beruht auf einem bestimmten Stoff: der Ameisensäure. Begleitende Stoffe verstärken noch die Giftwirkung. Die Ameisen benützen das Gift zum Angriff und zur Verteidigung. Eine Drüse erzeugt das Gift, es sammelt sich in einer Blase und von dort gelangt es durch einen Ausführungsgang nach außen. Die Ameisen verletzen mit ihren Beißwerkzeugen die menschliche Haut, krümmen dann ihren Hinterleib mit dem Giftapparat nach vorn und spritzen das Gift in die Wunde.

Auch bei

Bienen

und Wespen wird das Gift in einer Drüse erzeugt, in einer Blase gesammelt und beim Stich in die Wunde gebracht, die durch den Stachel hervorgerufen ist. Neben Ameisensäure ist ein saponin- oder kantharidinähnlicher Stoff wirksam. Bienengift würde sich ebenso gut als Pfeilgift eignen wie das Gift der roten Ameise, es ist unverdünnt stark wirksam.

Bei den

Raupen

wird das Gift durch besondere, starre Borstenhaare übertragen, sie stehen mit Drüsen in Zusammenhang. Namentlich an den Schleimhäuten und feuchten Hautstellen des menschlichen Körpers ruft ihre Berührung Entzündungserscheinungen hervor. In manchen Jahren wird die kleine Raupe, die in prozessionsartigem Zug über die Wege zieht, zur Ursache heftiger, erschreckender Ausschläge. Man hat sie mit den Händen berührt, hat dann mit den Händen ins Gesicht gelangt und alsbald entsteht dort ein Ausschlag wie bei starker Nesselsucht, Rötungen und kleine Blasen. Sie gehen zwar rasch zurück, aber noch nach Tagen können die Reste der Entzündung sichtbar sein. Auch das Raupengift ist offenbar mit dem Insektengift Kantharidin nahe verwandt; daneben findet sich gleichfalls Ameisensäure.

Stechmücken

können zu einer großen Plage werden und den guten Ruf eines Kurortes schädigen. In Höhen über 1000 Meter werden sie im allgemeinen seltener angetroffen. Aber selbst Alpenwiesen sind nicht sicher, wenn etwa eine Sumpfgegend in der Nähe ist. Es stechen nur die Weibchen; sie wollen das menschliche Blut als Nahrung erhalten, die Männchen leben von pflanzlicher Nahrung. Ihre Bekämpfung kann in großem Maßstab erfolgen: durch Trockenlegung von Sümpfen und Tümpeln, wohin sie ihre Eier ablegen, Ausräuchern der Räume, in denen sie sich zur Winterruhe aufhalten, Verspritzen mückentötender Flüssigkeiten, auch Absaugen der Schlupfwinkel mit Staubsaugern.

Die Brennhaare der

Brennessel

enthalten sehr geringe Mengen von Ameisensäure. Bringt man ein wenig verdünnte Ameisensäure auf die Haut, so entsteht ein ähnliches Brenngefühl und ähnliche Quaddelbildung wie bei Berührung eines Brennesselblattes. Anscheinend sind auch im Brennesselsaft unbekannte Stoffe mit Giftwirkung enthalten: das geht aus den starken Schädigungen bei der Berührung tropischer Brennesselarten hervor. In Südamerika und anderwärts verursacht die Juckbohne ähnliche Erscheinungen. Die Hülsen dieser Pflanze schwimmen auf der Oberfläche des Wassers. Die Haut, die mit den Bohnen beim Baden in einem solchen See in Berührung kommt, entzündet sich stark.

Die Volksmedizin betrachtet die Brennessel nicht nur als Feind, sondern macht sich ihre Kräfte nutzbar. Jahrhundertelang hat man mit frischen Brennesseln erkrankte Körperstellen kräftig gepeitscht, namentlich bei Gicht und Rheumatismus. Wie bei einem Zugpflaster entstand eine Rötung, Blasen schossen auf und so war die «Ableitung zur Haut» erreicht, auf die man damals Wert legte. Brennessel-Haarwasser, — ein alkoholischer Auszug der Pflanze unter Zugabe duftender Stoffe — dient zur Anregung des Haarwuchses.

Alle diese lästigen Sommerverletzungen werden auf gleiche Art

behandelt.

Das Betupfen mit Salmiakgeist, also einer Lauge, lindert die juckenden und beißenden Beschwerden. Solche Laugen werden auch in Form von Stiften oder Salben vertrieben. Drücken oder Kratzen an der Verletzungsstelle bewirkt neuen Juckreiz und verlangsamt die Heilung. Bei größeren Anschwellungen tun Umschläge mit essigsaurer Tonerde oder Bleiwasser gute Dienste. Wenn ein Stachel in der Wunde geblieben ist, entfernt man ihn vorsichtig, um ihn nicht abzubrechen. Dann wird mit Salmiakgeist betupft, feuchte Umschläge schließen sich an. Bei Stichen in den Mund gurgelt man mit 2%iger Salmiaklösung. Aerztliche Hilfe kann hier rasch nötig werden. Mücken und Ameisen sind wählerisch in Auswahl ihrer Blutlieferanten; manche Menschen werden selten gestochen, andere häufig. Vermutlich hängt das mit Eigenheiten der Hautausdünstung zusammen, die wir nicht wahrnehmen.

Einige junge Leute hatten sich nach einem Schwimmbad auf einer Wiese gelagert. Es schien ihnen herrlich, in dem schönen Gras mit den bunten Blumen sich trocknen und sonnen zu lassen.

Aber am nächsten Tag zeigte ihre

Haut rote Flecken,

sie juckte und brannte, es entstanden Blasen. Mehrere Tage hatten sie darunter zu leiden. Was war die Ursache? Man hat verschiedene Pflanzen für Entstehung dieser «Wiesen-Hautentzündung» verantwortlich gemacht, vor allem die Schafgarbe oder Gräser mit viel Kieselsäure. Die Entzündung scheint zu entstehen, wenn der Körper aus irgend einem Grund besonders empfänglich, disponiert für eine Reizung ist. Ungewohnt starke Besonnung, eine vom Bad oder Schweiß durchfeuchtete Haut mögen die Empfänglichkeit geschaffen haben.

Man sieht: die Rückkehr zur Natur ist nicht immer ein reines Vergnügen. Das bewegte Leben der Sommerwiese mit Pflanze und Tier rollt sich ab, ob sich ein Mensch dahin verirrt oder nicht. Der Mensch wirkt als Störenfried. Aber er ist der Mittelpunkt seiner Welt, — und wenn er Ruhe in der sommerlichen Wiese sucht, so erscheint ihm umgekehrt alles als Störung, was an fremden Lebensäußerungen unwillkommen auf ihn eindringt.